

**SEBASTIAN
FITZEK**

**DER
NACHTZUG**

PSYCHOTHRILLER

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knaur.de**

1. Auflage Oktober 2026

Originalausgabe Oktober 2026

© 2026 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG

Landsberger Straße 346, 80687 München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die AVA international GmbH

Autoren- und Verlagsagentur, München.

www.ava-international.de

Redaktion: Regine Weisbrod

Covergestaltung & Coverabbildung: Jörn Stollmann,
Raschke Entertainment GmbH Berlin mit Carola Bambach,
Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH unter Verwendung
von Motiven von Jörn Stollmann, Adobe Firefly

Karte und Waggonübersicht: Peter Palm

Satz und Layout: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

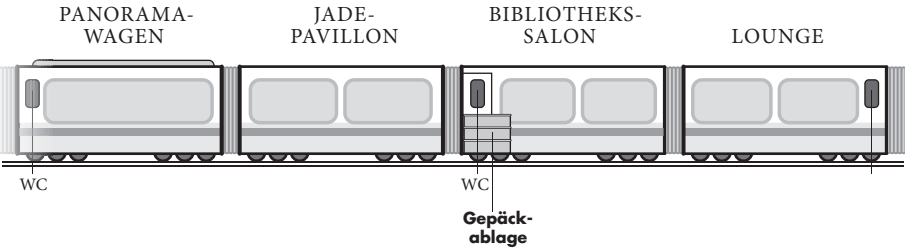
ISBN 978-3-426-57396-9

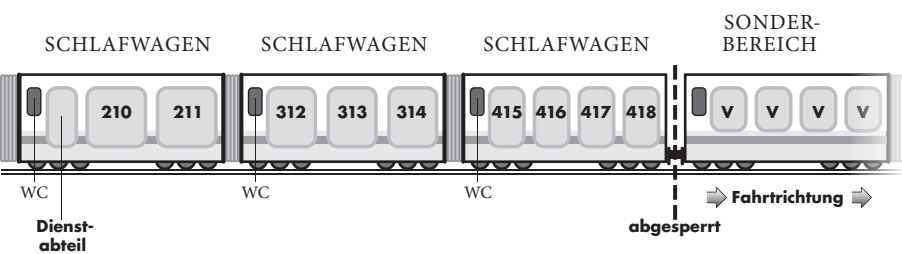
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@droemer-knaur.de

Wie immer: Keine KI und kein Ghost haben
bei diesem Buch mitgeschrieben!



WAGGONÜBERSICHT





*Schreiben ist ein Marathon, kein Sprint.
Meinem Dream-Team gewidmet,
das vom Start an dabei war
und, wie ich, die Ziellinie noch immer nicht sehen kann ...
... allen voran Manuela Raschke, die vor
zwei Jahrzehnten so verrückt war, ihren sicheren
Job aufzugeben, um meine Managerin zu werden.
Sowie: Roman Hocke, Sabrina Rabow,
Christian Meyer und Michael Treutler.
Schließlich denen gewidmet, die erst später
dazugekommen sind und sich
seitdem unentbehrlich gemacht haben:
Sally Raschke, Jörn »Stolli« Stollmann und Luisa Bredlow,
sowie Carolin Graehl und Regine Weisbrod.
Und natürlich: meiner Muse Linda!
Ihr macht den Unterschied. Ihr seid die Antwort
auf die Frage, weshalb meine Bücher nach so langer Zeit
noch immer ihre Leserinnen und Leser finden!*

Im Krieg und in der Liebe ist
das erste Opfer die Wahrheit.

PROLOG

Aufhööööören!«
Emil stand in der offenen Küche ihrer Lichterfelder Villa und presste sich beide Hände gegen die Ohren, die Augen weit aufgerissen, der Mund geöffnet, als wollte er den ikonischen Schrei aus *Kevin – Allein zu Haus* imitieren. Lustig war an dieser Szene allerdings rein gar nichts.

»Biiittee ... Mami! Papi!«

Dem Fünffährigen liefen die Tränen in Sturzbächen herunter und hatten schon den Hemdkragen seines Pokémon-Schlafanzugs durchnässt. Was ihn noch niedlicher aussehen ließ.

Judith hatte Emil ihre melancholisch dunklen Augen, die hohe Stirn und die fast pechschwarzen Haare vererbt. Er ihm die Impulsivität und Lebensfreude, die er selbst in den letzten Jahren allerdings immer weniger gespürt hatte. Heute am wenigsten.

»Sch, schsch, schsch, Schatz!« Judith war schneller bei ihm. »Alles ist gut. Mami ist wieder daheim!« Adrian hatte einen Tick langsamer vom Wut- in den Vatermodus geschaltet. Über sich selbst beschämt, schaute er zu, wie seine Frau in die Knie ging und den kleinen, zitternden Mann an sich presste und ihm durch das schlafverwuschelte Haar strich. Allerdings nicht so liebevoll wie sonst, dafür schien sie selbst noch viel zu sehr in Panik.

»Ich habe dich so vermisst. Aber ihr streitet schon wieder!«

»Nein, Schatz, wir haben nicht gestritten!«, log sie. »Wir waren nur unterschiedlicher Meinung.«

»Es ist anders, als du denkst. Ja, ich war dir untreu, Adrian. Aber das ist nicht unser Problem.«

»Nicht UNSER PROBLEM?«

»Nein, unser Problem ist, dass ich es beenden will!!!«

Nun ging auch Adrian in die Knie. »Komm mal her, Kleiner!«

Sofort löste sich Emil aus der Umarmung seiner Mutter, die Adrian einen finsternen Blick zuwarf, als ihr Sohn den elterlichen Hafen wechselte. Adrian drückte Emil und fühlte, wie sich der pulsierende Herzschlag seines Sohnes mit jedem Atemzug mehr und mehr beruhigte. Im Gegensatz zu seinem. Der blieb im Alarmzustand.

»Tut uns leid, dass wir dich geweckt haben.«

Emil schob den Kopf etwas von ihm weg und kräuselte die Nase. »Bäh, du riechst sauer, Papa!«

Ähnliches hatte Judith ihm an den Kopf geworfen.

»Du hast getrunken!«

»Darauf kannst du einen lassen!«

Die erste Flasche hatte er geöffnet, nachdem Emil kurz vor dem Schlafengehen beim Spielen die Kette mit dem schwarzen Herz als Anhänger gefunden hatte, die ihm immer noch um den Hals baumelte.

»Darf ich das behalten?«, hatte er ihn gefragt. Eigentlich hatte Emil den Anhänger abmachen und durch einen Schlüssel ersetzen wollen, hatte das aber offensichtlich auf irgendwann später verschoben. Adrian hatte ihm das Fundstück gelassen, auch weil es ihn körperlich ekelte, es selbst auch nur anzufassen.

Für J. In Liebe. H.

Die Gravur auf der Rückseite des Herzens war der Beweis für Judiths Untreue, nach dem er schon lange gesucht hatte.

»Ich hatte einen Schluck Wein, Kumpel.« In Wahrheit war es eine ganze Flasche gewesen, während er auf der Couch gehockt und wieder und wieder die Verfilmung seines Lieblingsbuchs angesehen hatte. So lange, bis Judith viel zu spät von ihrer »Dienstreise« nach Hause kam. Und das Drama seinen Lauf genommen hatte.

»Hast du auch Durst?«

Emil schüttelte den Kopf. »Spielen.«

»Es ist kurz vor Mitternacht!«, stellte Judith fest und tippte auf ihre Armbanduhr. Und sie hatte recht. Die Zeit lief gegen sie.

»Wir haben es ausgemacht!«, sagte Emil mit einem Gesichtsausdruck, zu dem es gepasst hätte, auch noch mit dem nackten Füßchen auf das Parkett zu stampfen.

»Was hatten wir ausgemacht?«

»Wenn ihr wieder streitet, spielen wir gemeinsam als Familie, bis die Sorgen verschwunden sind!«

Nun schaute auch Adrian auf die Uhr. Suchte Judiths Blick. Sah ihr in die gehetzten Augen. Tauschte wortlos die wichtigsten aller Fragen mit ihr aus: »Können wir es schaffen?«

Sie zuckte mit den Achseln.

»Was willst du denn ...?«

»Spielen wir Verstecken!«, rief Emil fröhlich, bevor er seine Frage beenden konnte.

Adrian wollte den Kopf schütteln, doch dann sah er Judiths Blick. Die Angst in ihren Augen.

»Okay, ihr beide versteckt euch. Ich fang an!«, entschied er. Zum Glück ließ sich sein Sohn sofort darauf ein.

»Zähl bis zehn!«, forderte Emil ihn auf und rannte los.

»Und du?«, fragte Judith ihn.

»Ich komm klar!«, antwortete er. Schon eilte sie ihrem Sohn die Altbautreppe hinterher.

Während Adrian ins Wohnzimmer ging, tippte er eine WhatsApp an seinen besten Freund Jaros: »Wo immer du steckst! Komm sofort hierher!« Er setzte sich auf die Couch.

»EINS!«, begann er lautstark zu zählen.

Wie hatte es nur so weit kommen können?

»ZWEI!«

Sicher, es lag an ihm. Er arbeitete zu viel.

»DREI!«

War manchmal dreizehn, vierzehn Stunden in der Kanzlei.

»VIER!«

Verdammt, er hatte alles anders machen wollen. Und nun war er zu einer lächerlichen Karikatur seines Vaters geworden.

»FÜNF!«

Selbst wenn er körperlich anwesend war, mit seiner Familie am Esstisch saß, war er geistig abwesend. Immer in Gedanken bei irgendeinem Fall.

»SECHS!«

Neunzig Prozent Männer, die er verteidigte. Mörder, Schläger, Vergewaltiger, Stalker ...

»SIEBEN!«

»Ich habe solche Angst vor ihm ...!«

»ACHT!«

Adrians Stimme war ungewollt leiser geworden. Der Tag forderte seinen Tribut. Der Kopf dröhnte, der Mund war trocken. Der Körper kraftlos.

»Erst wenn ich Emil in Sicherheit gebracht habe!«

»NEUN!«

Was ist nur geschehen, dass seit heute nun nicht nur unsere Ehe, sondern auch unser Leben bedroht ist?

Er sank tiefer in die weichen Kissen. Spürte, wie der Wein seine Nachwirkung entfaltete. Gähnte.

»ZEHN!«, murmelte er, gefolgt von einem gehauchten:

»Ich komme!«

Dann fielen ihm die Augen zu.

KAPITEL 1

ADRIAN CORVIN

Das Leben ist schön!
Wenn er sich später an den Moment zurückerinnern wollte, von dem an dieser Satz für ihn zu einer grausamen Lüge geworden war, musste er erst an den Geruch denken. Dann an den Schmerz, ausgelöst von zu viel Wein. Dabei hieß es, man könne im Schlaf nicht riechen, auch nicht in seinen schlimmsten Albträumen.

Doch kurz bevor ihn der Kopfschmerz zurück in eine Welt katapultierte, in der er – zerstört, wie er war – keinen Atemzug länger leben wollte, hatte er ihn gerochen, den abgestandenen, überhitzten, staubgeschwängerten Mief jenes Eisenbahnabteils, in dem er drei Stunden lang mit seinem Vater gesessen und sich die Augen ausgeheult hatte. Es hatte gestunken wie in dem ungelüfteten Kleiderschrank seiner Oma, und der Geruch (den er heute den »Abteil-Atem« nannte) war die ganze Fahrt über von Berlin nach Hannover nicht besser geworden, auch wenn die menschliche Nase sich angeblich nach einiger Zeit an alles gewöhnte. Nun, seine hatte das nicht getan, und seit jener Schicksalsfahrt vor fünfunddreißig Jahren, als er nur ein Jahr älter gewesen war als Emil heute, suchte der Abteil-Atem Adrian Corvin als Vorbote heim, wann immer etwas Schreckliches bevorstand.

Selbst im Traum, in dem er im Arbeitszimmer unter dem Dach seiner Lichterfelder Gründerzeitvilla stand und auf den abgegriffenen Rücken eines Buches starrte.

Sprich leise!, sein Lieblingsschmöker, den er in seiner Ju-

gend so oft aus der Schulbibliothek ausgeliehen hatte, dass die Lehrerin ihn ihm am Ende schenkte.

Damals war *Sprich leise!* ein nur mäßig erfolgreicher Thriller gewesen, der jedoch wegen einer kürzlich erfolgten, unerwartet guten Low-budget-Verfilmung aktuell einen zweiten Frühling erlebte. Das abgegriffene, schmale Büchlein wirkte wie ein Fremdkörper zwischen all den Strafrechtskommentaren und juristischen Bänden. Fremd wie die Stimme in seinem Kopf, die ihn anschrie, sich zu beeilen. Keine Zeit zu verlieren, das Buch zu greifen und sofort zu verschwinden, weg von diesem Ort des Grauens. Hinaus, weit fort von der Gefahr, in der er anscheinend schwebte, ohne dass er in diesem Traum einen Anhaltspunkt dafür fand, was ihn mit dem Tod bedrohte.

Adrian gehorchte der Stimme. Streckte die Hand nach dem Buch aus, das nun zu vibrieren begann. Dann wurden dessen Konturen vor seinen Augen unscharf wie eine Landschaft hinter einer flirrenden Hitzewelle über dem Asphalt.

Adrian schmeckte förmlich die abgestandene Abteilluft, während er die Finger nach seiner Lieblingslektüre ausstreckte – doch kurz bevor er den Einband berühren konnte, kam der Schmerz, und der öffnete ihm die tränenden Augen.

Wach!

Es dauerte eine Weile, bis er zu sich kam und die Umgebung seines Schlafzimmers wahrnahm. Er erinnerte sich nicht mehr, wie er hierhergekommen war. Verdammter Wein. Noch verfluchterer Streit. Er musste auf dem Sofa eingeschlafen sein und es danach irgendwie nach oben geschafft haben. Wie enttäuscht Emil wohl eingeschlafen war, weil Papa nicht beim Versteckspielen mitgemacht hatte?

Vom Wannsee her rollte ein Donnerergrollen näher. Der Sturm rüttelte an den Fensterläden. Judith neben ihm stöhnte

und tanzte wieder ihr »Traumballett«. Er kannte das fast epileptische Schlafzucken ihrer Beine, mit dem seine Frau selbst die schwersten Winterdecken von ihrem übergroßen Boxspringbett strampeln konnte. Doch all diese lärmenden Nachtgefährten, das Donnern, Klappern und Strampeln, hatten den Albtraumkokon, der Adrian umwoben hatte, nicht zu durchdringen oder gar zu zerreißen vermocht. Mittlerweile zweifelte er sogar daran, dass der migräneartige Stechschmerz ihn geweckt hatte. Vielmehr war es das Handyklingeln.

Das sanfte Summen seines Handys auf dem Nachttisch, leise wie der Flügelschlag einer Libelle.

3:29 Uhr.

Adrian Corvin registrierte die Uhrzeit auf dem Display, bevor er abnahm. Auf seinem anderen Telefon, das abgeschaltet in der Küche am Strom hing, nahm er niemals Anrufe mit unterdrückter Nummer an. Doch dies hier war kein normales Handy, sondern sein Strafverteidiger-Notfall-Telefon. Die Nummer kannten nur seine wichtigsten Mandanten. Solche, die sich den Stundensatz von achthundert Euro leisten konnten. Damit er sie aus dem Gefängnis holte, eine drohende Verhaftung abwendete oder sie mit seiner tiefen, seriösen Verhandlungsstimme vor dem entscheidenden Prozesstag beruhigte, bei dem es oft um lebenslänglich oder Freispruch ging.

»Ja?«

Er hatte sich geräuspert, um den Schlaf aus seiner Stimme zu vertreiben, was im Grunde lächerlich war. Niemand konnte erwarten, dass man um diese Uhrzeit wie das blühende Leben klang.

»Sie müssen mir helfen!«

Die Frauenstimme erinnerte ihn an Amalia Tran. Eine Mutter, die ihn vor Jahren in seiner Kanzlei von der Behindertentoilette des Hauptbahnhofs aus angerufen hatte. Kurz

nachdem sie dort ihre Zwillingssbabys ertränkt hatte. Amalia war eine seiner zahlreichen Pro-bono-Klienten gewesen, die er kostenlos beriet. Meist wegen kleinerer Delikte wie Kaufhausdiebstahl oder Kokainbesitz. Doch dann war diese Tragödie als Folge einer postnatalen Schwangerschaftsdepression eingetreten. Auch hier hatte er dank des psychologischen Gutachtens des renommierten Professors Niclas Haberland eine lange Haftstrafe abwenden können. Die der jetzigen Anruferin wohl ebenfalls drohte, falls sie ihm gerade die Wahrheit sagte: »Ich war so wütend, aber ich wollte das nicht. Ich wollte niemanden töten!«

»Warten Sie bitte kurz!«

Adrian schwieg auf seinem Weg aus dem Schlafzimmer. Tapste barfuß über das Fischgrätparkett, in das er ein Vermögen investiert hatte, damit es trittschallsicher war und unter seinen Schritten nicht knarzte. Er schwieg weiter, bis er die Schlafzimmertür hinter sich wieder geschlossen hatte. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass Emil schlief, lehnte er dessen Kinderzimmertür an und nahm die Treppe ins Erdgeschoss. Er wollte den Jungen unter keinen Umständen in dieser Nacht noch ein zweites Mal wecken. Zudem war seine nächste Frage garantiert nicht für Emils Ohren bestimmt.

Deshalb wartete er, bis er auf halber Treppe weit genug von Kinder- und Elternschlafzimmer entfernt war, bis er die verzweifelte Anruferin fragte: »Sie haben jemanden getötet?«

Adrian fragte bewusst nicht nach ihrem Namen. Nicht, woher sie die Nummer hatte. Das alles war interessant, aber jetzt unwesentlich. Im Moment zählte allein der Grund ihres nächtlichen Anrufs. Er ging mit ihr so um, als wäre sie ihm schreiend und blutüberströmt auf der Straße entgegenrein. Hier ließ man sich auch nicht als Erstes die Personalien

geben. Man versuchte herauszufinden, was passiert war und wie man helfen konnte.

»Ich habe sie erstochen!«

»Sie haben eine Frau erstochen?«, wiederholte er die Feststellung.

Spiegelsätze. Das, was bei guten Journalisten verpönt war, war sein Kommunikationseinmaleins. Es funktionierte im Small Talk auf Partys, beim ersten Date und bei Vernehmungen. Spiegelte man mit freundlicher Stimme die Aussage des Gegenübers, wurde man als interessiert und damit vertrauenswürdig wahrgenommen.

»Ja, aus Versehen!«

Er hatte die offene Küche erreicht und schaute auf die Uhr über dem Gasherd, der zwar alt aussah, den er aber mit einer App steuern konnte. »Alles klar, wann können Sie in meiner Kanzlei sein?«

Er selbst würde zehn Minuten brauchen, um sein zerknittertes Schlafgesicht mit kaltem Wasser und einer Antifaltencreme wieder mehr nach dem Alter aussehen zu lassen, das sein Ausweis mit zweiundvierzig angab. Weitere fünf Minuten, bis er den maßgeschneiderten Anzug angelegt hatte, zu dem er immer Tennissneaker trug und niemals Lederschuhe, was so etwas wie sein Markenzeichen war. Dann würde es um diese Uhrzeit etwa zweiundzwanzig Minuten dauern, bis sein Saab-Oldtimer die Tiefgarage in der Knesebeckstraße erreicht hatte.

»Gar nicht. Ich kann nicht zu Ihnen kommen!«, antwortete ihm seine zukünftige Klientin heiser. Den Tränen nah.

»Wir können das unmöglich am Telefon besprechen«, erwiderte Adrian.

»Wieso nicht?«

Er verließ die offene Küche und ging ins Esszimmer, das

wiederum mit dem Wohnzimmer verbunden war; dahinter erstreckte sich die zum Pool führende Gartenterrasse. »Ich kann Ihnen nur helfen, wenn wir uns gegenüber sitzen.«

Außerdem würde ich nicht die Hand dafür ins Feuer legen, dass meine Villa abhörsicher ist, seitdem ich die Verteidigung von Deutschlands bekanntestem Drogenboss übernommen habe.

»Noch mal: Wie lange brauchen Sie?«

»Ich kann hier nicht weg. Ich kann sie doch so nicht zurücklassen.«

»Sie sind noch am Tatort?«, fragte er verblüfft.

Okay, das verändert einiges.

Nicht alles, aber vieles.

»Hier ist alles voller Blut. Wie kann das sein? So viel Blut? Ich meine, das Messer ist mir nur ausgerutscht. Ohne Absicht.«

»Fassen Sie nichts an, haben Sie mich verstanden?«

»Vielleicht sollte ich einen Verband holen?«

»Nein. Sie bleiben dort, wo Sie sind. Sagen Sie mir die Adresse, und ich informiere Feuerwehr und Polizei. Vorher aber muss ich wissen ...«

»Was?«

»Könnte es sein, dass Sie sich irren?«

Er fuhr sich durch die grau gelockten Haare, die ihm in den Nacken fielen. Emil hatte es als Baby geliebt, einzelne Strähnen zu einem Zöpfchen zu drehen und an ihnen zu ziehen.

»Wie meinen Sie das?«, hörte er die Anruferin fragen.

»Könnte es sein, dass die Frau noch lebt? Sind Sie sicher, dass sie tot ist?«

»Nein!«, antwortete sie bestimmt.

»Nein, was?«

»Nein, ich bin mir nicht sicher. Vielleicht sollten Sie das überprüfen.«

In diesem Moment durchzuckte ein Blitz den Himmel über Licherfelde. Tauchte den von hohen, blickdichten Lorbeerhecken gesäumten Garten in ein gespenstisches Licht. Keinen Wimpernschlag später erschütterte ein Donnerschlag das jahrhundertealte Gemäuer der Anwaltsvilla.

»Wie soll ich das anstellen?«, fragte Adrian, obwohl er die Antwort kannte, bevor die Frage seinen Mund verlassen hatte. Seit sein Blick durch die hölzernen Sprossenfenster auf die Terrasse gefallen war. Wo er *es* gerade gesehen hatte, erhellt wie vom gnadenlosen Blitzlicht eines Sensationsreporters: das freundlich lächelnde Frauengesicht mit den traurigen großen Augen. Den nassblonden Haaren, die vom Gewitterregen beschwert wie ein Vorhang seitlich an den puppenartigen Wangen klebten.

Die Hand mit dem Telefon am Ohr. Und die auffällig geschwungenen, vollen, blutroten Lippen, die sich öffneten, um ihm zu antworten: »Vielleicht sollten Sie selbst nach oben gehen und im Schlafzimmer nachsehen, Herr Corvin. Ich weiß nicht, ob Ihre Frau noch lebt.«

KAPITEL 2

DREI TAGE SPÄTER

Irgendwo hatte er gelesen, dass man sein Glück nicht finden könne. Wenn man dort, wo man sich gerade aufhalte, unglücklich sei, wäre man es auch an jedem anderen Ort auf dieser Welt. Bei einem Umzug, einem Partner- oder Jobwechsel nähme man sein Unglück einfach nur mit. Wie einen Tumor, dem es gleichgültig ist, wo er wachsen und streuen darf.

Nun, vielleicht kann man sein Glück nicht finden, dachte Adrian Corvin, während er vor dem Fenster seines Einzelzimmers im St.-Gertrauden-Krankenhaus stand und darüber nachdachte, ob ein Sprung den gewünschten Erfolg hätte. Zwei Stockwerke unter ihm erstreckte sich der Klinikpark, dessen Schotterwege längst vom Herbstlaub hätten befreit werden müssen, wenn man keine Schadensersatzklagen wegen Verletzung der Verkehrssicherungspflicht riskieren wollte.

Aber man kann sein Glück definitiv verlieren!

Von einer Sekunde auf die andere war man nur noch ein Schatten. Und nicht länger der Familienvater und Staranwalt. Gesegnet mit einer intelligenten, selbstständigen Frau, die ihrem gesunden, atemberaubend angstfreien, oft spitzfindigen und immer empathisch mitfühlenden Sohn all ihre guten Eigenschaften mitgegeben hatte. Mit der Folge, dass Emil mit seinen fünf Jahren oft viel zu erwachsen klang.

Geklungen hatte.

Denn Emil war verschwunden.

Auf eine andere, womöglich sogar noch grausamere Art als Judith, die mit durchgeschnittener Kehle im Ehebett gelegen

hatte, unmittelbar nach dem Anruf der Psychopathin. So unerreichbar verschollen, dass Adrian mehrmals am Tag darüber nachdachte, sich umzubringen, einfach um der Ungewissheit ein Ende zu setzen.

»Sie haben mir noch nicht auf meine Frage geantwortet«, hörte er den Polizisten hinter sich fragen. Adrian legte seinen Fokus auf das Spiegelbild des Kommissars in der schlecht geputzten Fensterscheibe.

»Haben Sie einen Verdacht, warum die unbekannte Frau Ihnen das angetan haben könnte?«

Benedikt Falks Stimme klang sanft und einfühlsam, beinahe therapeutisch. Adrian drehte sich zu dem Polizisten, der die erste halbe Stunde der Befragung gestanden hatte und jetzt auf einem Stuhl neben dem zerwühlten Krankenbett saß.

»Hatte Ihre Frau Feinde?«

Er musterte den Polizisten. In zwanzig Jahren würde der Mittfünfziger mit dem melancholisch-gutmütigen Dackelblick in einem dieser rührseligen Weihnachts-Werbespots den traurigen Opa spielen können. Ein liebenswürdiger Großvater, der im Halbdunkel allein am Esstisch auf seine Verwandtschaft wartet. Die leicht gewellten, aschblonden Haare, die schon etwas schütter fielen, würden dann vollständig ausgedünnt sein; der Körper noch krummer von der typischen Haltung eines ständig am Schreibtisch sitzenden Beamten. Mit seiner Kleidung (braune Bundfalten-Cordhose und Baumwollsakko) hatte er sich schon heute an die zukünftige Rolle des einsamen Rentners angepasst.

Adrian hätte sich nicht gewundert, wenn der Ermittler eine goldene Taschenuhr an einer Kette aus seiner Weste gezogen hätte. Stattdessen hielt er einen angebissenen Blaubeermuffin in der Hand, den Adrian – wie das gesamte Krankenhausfrühstück – am Morgen verschmährt hatte. Auf dem Schoß

balancierte er eine Zeitschrift, die er aus seiner Aktentasche genommen haben musste; offenbar als Krümelunterlage.

Das GIGA-Rätsel-Heft, las Adrian vom Titelcover ab.

Der Beamte schien Adrians Irritation wahrgenommen zu haben, denn er sagte: »Hab ich immer dabei. Hält mich vom Handy ab und geistig fit. Ich nutze jede freie Minute fürs Knobeln!«

Er nahm einen weiteren Bissen vom Muffin, dessen kläglich-er Rest jetzt wie ein zerklüfteter Felsen aussah.

Oder wie eine aufgerissene Fleischwunde ...

»Leblos atmend mit fünf Buchstaben«, murmelte Adrian.

Falk stutzte, dann lächelte er freundlich. »Ein Rätsel? Gut. Werde ich drüber nachdenken. Aber jetzt noch mal die Frage nach ihren Feinden. Hatte sie welche?«

»ChatGPT«, murmelte er.

»Wie bitte?« Falk schluckte seinen letzten Bissen hinunter. Dann legte er den Muffin zurück auf den Nachttisch, strich die Krümel aufs Plastiktablett und rollte das Rätselheft so ein, wie es Emil mit seinen Comics machte, wenn er ein Fernglas bauen wollte.

»Judith war Fotografin«, erklärte Adrian. »Sie hatte Angst, dass KI sie arbeitslos macht.« Seine Frau war auf Porträtfotos und Werbeaufnahmen spezialisiert gewesen. Ihr Markenzeichen war der Fokus auf die Augen, die immer einen Tick schärfer abgeleuchtet waren als der Rest des Gesichts. Zudem erzeugte sie mit einem speziellen Licht einen winzigen Pupillenblitz, wie sie es nannte. Stets auf der Acht-Uhr-Position. Kaum merklich und dennoch unverkennbar. *Einst*. Heutzutage war Judiths »Handschrift« sicherlich von einer künstlichen Intelligenz problemlos in jedes Foto hineinkopierbar.

»Ich habe ihr immer gesagt, sie sei zu gut, um von einer selbstlernenden Software ausgebootet zu werden, die nie ech-

te Emotionen empfinden wird. Weil die KI nie das Glück empfinden wird, ein Baby ...« Seine Stimme erstarb, während er in Gedanken das Plädoyer vollendete, das er Judith wieder und wieder gehalten hatte.

»... zur Welt zu bringen oder den Verlust eines nahen Angehörigen zu betrauern haben wird.«

Wenn es stimmte, dass diese beiden Schicksalsmomente der Katalysator für große, echte Kunst waren, hatte er vor drei Tagen genug Inspiration für einen Weltbestseller erhalten. Zu dumm, dass ihm vermutlich nicht mehr genug Zeit auf Erden blieb, um ihn zu schreiben.

Er hatte sich am Morgen im Spiegel gesehen und wusste, er sah keineswegs so mitgenommen aus, wie er sich fühlte. Adrian fragte sich, ob Falk als Ermittler erfahren genug war, um das nicht zu seinem Nachteil auszulegen. Wenn Adrian in seiner Tätigkeit als Verteidiger eines gelernt hatte, dann dass psychologisch ungeschulte Menschen grausame Urteile fällten. Obwohl die meisten niemals in einer annähernd vergleichbaren Schreckenssituation gewesen waren, hatten sie doch eine feste Vorstellung davon, wie sich Eltern in der Öffentlichkeit zeigen sollten, wenn ihr Kind vermisst, entführt oder gar getötet worden war. Das Mindeste waren das tränenüberströmte Gesicht der Ehefrau und eine wutverzerrte Fratze, die der Vater den Reportern zeigte, während seine Stimme brach. Stille Trauer, einsame Verzweiflung, alles In-sich-Gekehrte deutete die gnadenlose Mehrheit als Zeichen von Kaltherzigkeit oder gar Mitschuld. Dabei hatte die Verzweiflung viele Gesichter, und nicht jedes zeigte sich der Außenwelt. Adrian war sich sicher: Ein unbeteiligter Beobachter mochte seine unbewegte Mimik als Gleichgültigkeit werten. Nur er allein konnte seine inneren Schreie hören, die in ihm so laut tobten, dass er kaum die eigenen Gedanken verstand.

Gedanken, die selbst einen inneren Kampf kämpften. Ahnung gegen Wissen. Hoffnung gegen Wahrscheinlichkeit. Er kannte die Statistiken, die dem Überleben seines Sohnes kaum eine Chance einräumten. Er wusste, dass er ohne eine Verhaftung oder wenigstens eine Lösegeldforderung zur Untätigkeit verdammt war. Offenbar hatte die Täterin keine brauchbaren Spuren hinterlassen. Oder die Ermittler hielten ihre Erkenntnisse ihm gegenüber zurück, was verständlich war. Noch hatten sie ihn nur als Zeugen und nicht als Tatverdächtigen vernommen. Aber Morde waren in der Regel Beziehungstaten. Es war lediglich eine Frage der Zeit, bis sie ihm die Rechte verlasen, und bis dahin weihten sie ihn so wenig wie möglich in ihre Ermittlungsergebnisse ein.

Die nächste Frage des Kommissars reihte sich passend in Adrians Vermutungen ein. »Es tut mir leid, aber ich muss mich erkundigen ...« Der Kommissar stand auf, offenbar, um mit ihm auf Augenhöhe zu sein, wenn er den direkten Blickkontakt suchte. Die folgende Frage schien ihm unangenehm zu sein. »Ihre Ehe war intakt?«

In einem anderen Leben, nämlich in dem, das er vor drei Tagen noch geführt hatte, hätte er sich selbst geraten, die Aussage zu verweigern. Sein Privatleben ging die Polizei einen feuchten Dreck an. Doch die Vergangenheit war nur noch eine Erinnerung und die Zukunft ein leeres Versprechen. Und die Ermittler würden ohnehin früher oder später von den gemeinsamen Therapiesitzungen bei der Partner-Mentorin erfahren. Von seiner ungesunden Eifersucht, die ihn dazu angetrieben hatte, Judiths Handy zu durchforsten. Von dem Anhänger, den Emil beim Spielen in ihrer Nachttischschublade gefunden hatte. Von der Gravur auf der Rückseite: *Für J. In Liebe. H.*

»Nein, unsere Ehe war alles andere als intakt«, beantwortete-

te er Falks Frage. »Deshalb habe ich eine psychopathische Killerin angeheuert, Judith umzubringen, weil wir immer wieder Streit wegen der Auswahl des Radiosenders zum Frühstück hatten.«

Der Kommissar hob entschuldigend die Hand mit dem Rätselheft. »Es tut mir leid, Sie verärgert zu haben.«

»Tut es nicht«, widersprach Adrian. »Sie kennen mich nicht. Für Sie bin ich nur eine weitere Akte. Die immer dicker und dicker wird mit immer sinnloseren Protokollen. Wie oft gedenkt die Polizei eigentlich, mich noch befragen zu wollen?«

»Sie wissen doch besser als ich, dass das die klassische Routine ist.«

»Ernsthaft?« Adrian erstarb das geschauspielerte Lachen in der Kehle. Wenn das Routine sein sollte, hatte er die letzten Jahre als Strafrechtler wohl in einem Paralleluniversum gearbeitet. Er schaute auf die Uhr. »Sie sind jetzt der dritte Beamte, der mich vernimmt.«

»Umso mehr danke ich Ihnen, dass Sie mir die letzte halbe Stunde Rede und Antwort gestanden haben. Das war sehr aufschlussreich.« Falk steckte das Rätselheft zurück in seine Aktentasche.

»Sie hätten sich viel Zeit ersparen können, wenn Sie einfach nur meine Aussage gelesen hätten. Die habe ich in keiner einzigen Befragung verändert! Meine Frau und ich haben uns gestritten und dadurch unseren Sohn geweckt. Daraufhin haben wir Verstecken gespielt, unser Familienritual, wenn wir uns geärgert haben und uns auf andere Gedanken bringen wollen.«

»Um Mitternacht?«

»Haben Sie Kinder?«

Der Beamte schüttelte den Kopf.

»Dann wissen Sie nicht, dass ein Fünfjähriger nicht auf die Uhr schaut, wenn er ein Ritual einfordert.« Adrian versuchte sich zu mäßigen. Falk war nicht sein Feind. Er machte nur seinen Job. »Danach sind wir ins Bett!«

Den Teil, dass er betrunken gewesen und beim Zählen auf dem Sofa eingeschlafen war, ließ er aus.

»Hm!« Der Beamte kniff die vollen Lippen zusammen, bevor er ihm eine weitere Kostprobe seines liebenswerten Großvater-Schauspiels gab, indem er sich mit melancholischem Hundeblick bei ihm entschuldigte: »Danke für Ihre Offenheit. Es tut mir leid, dass ich selbst nicht so ehrlich zu Ihnen war.«

»Nicht?«

»Ich bin nicht in meiner Eigenschaft als Polizist hier.«